

Wo haben Visionen in der modernen Gesellschaft Platz?

Birger P. Priddat

Die Fragestellung ist schlicht und einfach. Es ist das Geschäft der Philosophie von Anfang an, diese Frage zu stellen und einige Antworten zu geben. Sie hat dieses Geschäft von der Theologie übernommen, die es natürlich weiterhin betreibt; aber nicht mehr alle glauben an das, was die Theologie erzählt. Andererseits glauben auch nicht mehr alle das, was die Philosophie erzählt. Wir befinden uns, seit der Aufklärung im 18. Jahrhundert, in einer Epoche der Skepsis gegenüber allem, was wir nur glauben sollen, anstatt zu wissen. Weil wir seither auf das Wissen mehr vertrauen, stehen die Wissenschaften hoch im Kurs: Sie stellen die Fragen und sie geben die Antworten.

Doch können die Wissenschaften uns zwar etwas anraten, aber für unser Leben sind wir immer noch selbst verantwortlich. Die Wissenschaften können uns zwar darin beraten, wie wir leben sollen, nicht aber in der entscheidenderen Frage, wie wir gut und richtig leben sollen. Die Wissenschaften liefern uns keine Visionen.

Nehmen wir ein einfaches Beispiel: Wir machen uns Gedanken darüber, wie wir uns richtig ernähren sollen. Wir lesen in den Zeitungen und Büchern, sehen im Fernsehen, und hören von Freunden und Bekannten, was richtig sei für unseren Körper. Damit scheint das Problem gelöst zu sein, doch hier beginnt es erst. Wir lesen und hören gleichzeitig die verschiedensten Ansichten, die sich zum Teil untereinander völlig widersprechen. Alle einzelnen Ansichten sind zum Teil wissenschaftlich begründet. Ich will die verschiedenen Ansichten hier gar nicht erst auführen; sie kennen sie sicherlich sehr gut. Das Problem, daß wir mit den vielen Informationen haben, erscheint uns als Dilemma: wie und wonach sollen wir entscheiden?

Alle Informationen über die richtige Ernährung sind gut begründet; **jeder einzelnen Information können wir trauen, aber nicht allen zusammen.** Damit sind wir bei

einem sehr viel allgemeineren Problem moderner Gesellschaften angelangt: **Wir wissen so viel, daß wir bereits schon wieder nichts wissen.**

Das mag ihnen übertrieben vorkommen, aber wenn wir von 'Informationsflut' reden, haben wir eine recht genaue Beschreibung des Phänomens: Die Informationen umfluten uns, reißen uns mit, informieren uns aber nicht mehr. Jede Information findet ihre Gegeninformation. Das gilt natürlich nicht nur für die Ernährungsfrage, die als Beispiel herangezogen habe, sondern ebenso für politische, pädagogische, medizinische, psychologische und Umweltfragen, um nur ein paar weitere Bereiche zu nennen. Ich möchte es ein modernes Phänomen nennen, das vornehmlich in komplexen Gesellschaften wie der unserer vorkommt. Das Wort 'komplex' besagt es genauer: 'Komplexität' ist eine Unüberschaubarkeit der Möglichkeiten. Es gibt keine grundsätzliche Gewißheit mehr, sondern viele Gewißheiten. Es gibt nicht nur die paar Möglichkeiten, die wir kennen, sondern immer mehr, als wir wissen. Wir leben in der modernen Gesellschaft gewissermaßen mit einer systematischen Lücke des Nichtwissens in Bezug auf weitere und künftige Möglichkeiten. Diese Lücke können die Wissenschaften nicht wissenschaftlich besetzen: hier müssen sie spekulieren. In die Zukunft können wir nur visionär sehen. Ich komme gleich darauf zurück, wie.

Wenn wir Informationen mit Wissen gleichsetzen, wenn zuviele, gleichzeitige und sich widersprechende Informationen aber eine neue Art des Unwissens bzw. eine höhere Art von Uninformiertheit erzeugen, dann haben wir das eigentümliche Phänomen, daß wir - inmitten einer Welt des Wissens mit hoher Informationsdichte - kein Wissen darüber haben, welches Wissen wir akzeptieren und welches wir ignorieren sollen. Uns fehlt das Wissen des Wissens, was früher Weisheit genannt wurde. Wir sind dann in der modernen Gesellschaft orientierungslos, trotz - oder genauer gesagt - wegen des vielen Wissens. Wir können uns nämlich nicht richtig entscheiden.

Es gibt einen Einwand gegen diese Darstellung: Es mag ja richtig sein, daß diese Beschreibung der Komplexität und Pluralität moderner Gesellschaften theoretisch zutreffend ist, aber praktisch kann man damit leben, und praktisch leben wir alle damit. Dieser Einwand ist richtig, aber ich werde ihnen zeigen, auf welche Art er richtig ist.

Wenn wir unser eigenes Handeln bedenken, dann haben wir in den meisten Bereichen durchaus eine Orientierung. Wir haben Kriterien, Informationen und Grundsätze, nach denen wir handeln und unser Leben gestalten. Wir würden es weit von uns weisen, daß wir orientierungslos und unwissend sind. Diese Kriterien sind mehr oder minder ausgeprägt; jeder wird, wenn er ehrlich zu sich selbst ist, Bereiche finden, wo er tatsächlich orientierungslos ist. Aber generell gilt das für uns nicht. Wir haben uns durchaus praktisch im Leben eingerichtet.

Doch müssen wir gleichzeitig zugeben, daß das, was wir praktisch für richtig halten, nicht von allen anderen geteilt wird. Andere denken völlig anders als wir über die gleichen Angelegenheiten. Wir haben keine gemeinsame Lebenspraxis, sondern eine Diversität von vielen Lebensformen, die auch nicht mehr theoretisch unter einen Hut zu bringen sind. Wir sind - um einen modernen Ausdruck dafür zu gebrauchen - **durch und durch individualisiert**.

Um ein mögliches Mißverständnis gleich aus dem Weg zu räumen: Daß wir eine durch und durch individualisierte Gesellschaft sind, heißt nicht, daß wir egoistisch sind., Viele sind es natürlich; aber die durchindividualisierte Gesellschaft hat weiterhin ihre gemeinschaftlichen Breiche. Es kann für ein Individuum durchaus selbstverständlich sein und seine Individualität gerade ausmachen, altruistisch zu sein. Wir erleben das häufig im familiären und im Freundeskreis, aber auch gegenüber Fremden.

Individualität als charakteristischer Begriff moderner Gesellschaften bedeutet etwas anderes: Wir haben nicht mehr selbstverständlich einen gleichen Denkstil, keine mentalen Gemeinsamkeiten. Wir haben unterschiedliche Lebensformen, selbst dann, wenn wir aus der gleichen Generation kommen. **Wir leben, nahe beieinander, entfernt voneinander**. Wir treffen uns zwar, begegnen uns, aber wir haben nichts von vornherein Gemeinsames mehr, wie es in traditionelleren Gesellschaften üblich war. Man hatte früher zumindest den gleichen Stand, die gleiche Klasse, die gleiche Herkunft usw. Das bedeutet mehr als eine von außen vorgenommene Zuschreibung: Man konnte sich gewiß sein, auf gleiche oder ähnliche Gesinnung zu stoßen.

Das gibt es heute nicht mehr selbstverständlich. Natürlich kennen wir alle noch Reste dieser Formen von Gemeinschaftlichkeit. Aber sie sind instabil geworden. Wir haben alle unsere Erfahrungen damit: die Familien sind instabile Gebilde, die Beziehungen zwischen den Generationen, vor allem zu den Kindern, sind gebrochen, die politischen

Beziehungen sind instabil oder auswechselbar. Freunde hat man heute nicht mehr für das Leben, sondern nurmehr für eine gewisse Zeit usw. Ich weiß: jeder von Ihnen könnte mir sofort einige Gegenbeispiele aufzählen. Das sind schöne und gute Erfahrungen, aber wir sind uns gleichzeitig darüber im Klaren, daß diese Gegenbeispiele sogleich wieder mit Gegenbeispielen konfrontiert werden können.

Wir haben alle genügend Erfahrungen darin, daß die Stabilität persönlicher und gesellschaftlicher Beziehungen selber nicht stabil ist. Dagegen kann man nicht persönlich ankämpfen, so sehr man auch überzeugt sein mag, daß man selber recht hat, ein gutes Vorbild abgeben will oder anderes mehr. Die gesellschaftlichen Kräfte sind sehr einflußreich; man kann sich gegen diese Prozesse nicht wehren oder nicht vollständig abschließen. Ich schlage deshalb vor, sie ernst zu nehmen.

Was heißt das? Ich schlage vor, sie ernst zu nehmen in der Weise, daß wir sie nicht als Kulturverfall ansehen, sondern als die moderne Kultur selbst. Vielleicht sind sie etwas überrascht, daß meine Argumentation diesen Weg einschlägt, da ich die ganze Zeit ja ein Gemälde der Orientierungslosigkeit, des Zerfalls ehemals stabilerer Beziehungen usw. vorgestellt habe. Dieses Gemälde bleibt natürlich stehen, aber ich schlage vor, es anders zu betrachten. **Ich schlage einfach vor, Komplexität für normal zu halten.**

Was soll das? Wenn wir das Leben in modernen Gesellschaften für schwierig oder als problematisch ansehen, gibt es dennoch keinen Grund, diese Schwierigkeiten zu ignorieren. **Wir müssen uns darauf einstellen, denn eine andere Gesellschaft haben wir nicht.** Das klingt aufs erste sehr anpasserisch und berührt auch vielleicht ein wenig unseren Stolz: daß wir uns anpassen sollen, gehört nicht unbedingt zu unseren kulturellen Vorstellungen. Doch bleibe ich ersteinmal dabei, daß es sinnvoll ist, darüber nachzudenken, sich den Bedingungen moderner Gesellschaften anzupassen.

Was heißt hier: sich anpassen? Wir verstehen es sofort, wenn wir das Wort 'anpassen' in andere Worte übersetzen, die wir hierfür kennen: 'flexibel sein', 'offen sein', 'beweglich sein', 'Phantasie haben' usw. Nichts anderes meine ich mit 'Anpassung'. Und es wird gleich klar, worin die Vorteile und aber auch die Schwierigkeiten dieser Anpassung bestehen.

Wir werden nicht mit einem klaren Lebensprogramm ausgestattet. Unsere Biographien brechen sich ein paar Mal im Laufe des Lebens. Es wird vieles anders, als wir es uns

vorge stellt haben. Mit dieser Tatsache werden wir leben müssen, d.h. wir müssen uns darauf einstellen, daß wir nicht mehr wissen können, wie wir zu leben haben. Niemand bleibt mehr automatisch in dem Beruf, den er gelernt hat. Keine Ehe ist davor gefeit, gebrochen zu werden. Niemand ist mehr von vornherein sicher, daß sein Einkommensstatus erhalten bleibt. Zwischen den politischen Einstellungen wird ebenso gewechselt wie in den literarischen und musikalischen Neigungen. Und wenn wir auch persönlich bestimmte Einstellungen und Neigungen beibehalten, sind sie nicht mehr ohne weiteres auf unsere Kinder, Freunde, Bekannte etc. zu übertragen. Wir sind eine **Gesellschaft im Fluß**, was für uns schlicht bedeutet, daß wir schwimmen lernen müssen.

Ich hatte ihnen zu Anfang dargelegt, daß wir in dem, was wir wissen, nicht mehr sicher oder gewiß sein können. Erinnern sie sich bloß einmal daran, was sie vor zwanzig Jahren über die Umwelt wußten? Beinahe gar nichts, nicht einmal ein Wort gab es dafür. Heute haben wir alle ein 'Umweltbewußtsein', aber, wenn wir genauer darüber beraten würden, kein einheitliches. Wenn dem einen das Ozonloch Schrecken macht, sind andere bereit, es für ein nebensächliches Phänomen zu halten. Dafür ist ihm das Problem des Aussterbens der Robben oder der Königsadler am Herzen. Andere wollen den Autoverkehr reduzieren, dritte die Nahrungsmittel gesünder machen etc. Wir wissen schlicht nicht mehr, was wichtiger ist. Trotzdem können wir nicht alle Probleme gleichzeitig behandeln. Wir stehen in einem Dilemma: Wir müssen uns für bestimmte Probleme und für bestimmte Lösungen entscheiden, wohl wissend, daß wir deshalb andere bestimmte Probleme und ihre Lösungen nicht betreiben. Das sind die Konsequenzen für ein Leben in komplexen Systemen.

Dieses Dilemma wird uns fortan begleiten; wir können es immer nur nach der einen Seite auflösen, um die andere Seite unbestimmt oder ungelöst lassen zu müssen. Nennen wir ein paar Beispiele: In den 50iger Jahren hatte man sich in der BRD darauf geeinigt, die künftige Energieversorgung durch Atomkraftwerke zu betreiben. dafür hat man die Kohlerzeugung reduziert und andere Energieträger nicht mehr besonders in Erwägung gezogen, mit Folgen: für andere Energieträger gab es keine Forschungsfinanzierung mehr und auch keine Investitionen. Mit dem Atomstrom haben wir uns besondere Umweltrisiken eingehandelt, die wir erst heute kennen. Damals hat man diese Risiken schon kennen können, man hat sie aber nicht so bewertet, wie man es heute tut. Man hatte das Problem der Energieversorgung gelöst, ohne die Folgewirkungen so mitzube-

denken, wie wir es heute tun. Man hat, indem man eine gesellschaftspolitische Entscheidung getätigt hat, ein Dilemma gelöst und zugleich ein anderes Dilemma eröffnet.

Solche Phänomene kennen wir auch persönlich. Wir entscheiden uns für einen Beruf, bekommen dann später aber keine Arbeit oder jedenfalls nicht das erwartete Einkommen, was uns bei der früheren Entscheidung versprochen wurde. Ständig fällen wir 'tragic choices', wie ein Amerikaner es nannte: dilemmatische Entscheidungen. Wir kommen aus diesem fatalen Zyklus nicht heraus. Es gibt keine Entscheidung, die unangefochten bestehen kann.

Soweit waren wir bereits in unserer vorherigen Darlegung. Ich hatte vorgeschlagen, diese Dilemmasituationen als normal anzuerkennen. Rate ich damit etwas Unsinniges? Ich glaube nicht. Denn wir können uns nicht darauf verlassen, daß wir die Dilemmata vernünftig auflösen können in dem Sinne, daß wir eine richtige Entscheidung fällen könnten. Immer dann, wenn Folgewirkungen auftreten, die wir mitabschätzen müssen - gleich, ob gesellschaftlich oder privat entschieden wird - kommen wir in das Dilemma, bestimmte Folgewirkungen in Kauf nehmen zu müssen, um überhaupt entscheiden zu können. Unerwünschte Folgewirkungen können wir mit Sicherheit nur vermeiden, wenn wir gar nicht entscheiden. So aber ist unser Leben nicht organisiert, daß wir gar nicht entscheiden können. Und zwar aus folgendem Grund: wenn wir nicht entscheiden mögen, weil uns die Folgewirkungen zu unübersichtlich oder zu problematisch sind, entscheiden andere.

In diesem Sinne gibt es gar keine entscheidungslosen Zustände. Es wird immer irgend etwas entschieden - ob mit oder ohne uns. Es kommt also darauf an, daß wir uns aktiv entscheiden, um nicht die unerwünschten Folgewirkungen passiver Entscheidungslosigkeit hinnehmen zu müssen. Denn wenn wir uns nicht entscheiden mögen, weil wir bestimmte Folgewirkungen nicht haben wollen, bekommen wir sie dennoch, nämlich als Folgewirkungen der Entscheidungen anderer, die an unserer statt entschieden haben. Aus dieser Paradoxie kommen wir nicht heraus, weil die Gesellschaft, in der wir leben, eng verflochten ist, oder, wie man heute sagt: eng vernetzt.

Wieder können sie einwenden: ist es denn so ausweglos? Und wieder sage ich: natürlich ist es nicht ausweglos, denn es steht uns immer offen, uns zu entscheiden. **Wir müssen**

nur einen gewissen Mut aufbringen, auch dann Entscheidungen zu tätigen und zu verantworten, wenn wir die Folgen nicht vollständig abschätzen können.

Wir haben vorhin erörtert, daß wir in modernen, d.h. in komplexen Gesellschaften nicht alles vollständig wissen können. Wir können deshalb nicht alles wissen, weil uns Ereignisse der Zukunft nicht zur Verfügung stehen. Über die Zukunft können wir nur vermuten oder gehaltvoll spekulieren, aber nichts wissen. Es kann immer anderes kommen, als wir es uns vorstellen. Wenn wir aber wissen können, daß es immer anders kommen könnte, als wir es uns jetzt vorstellen, wissen wir immerhin, daß wir unsere Erwartungen vorsichtiger ansetzen müssen. Wir müssen mit Lücken rechnen, mit Änderungen und Erwartungsenttäuschungen. Wenn wir das aber wirklich wissen, brauchen wir nicht mehr so enttäuscht zu sein, als wenn wir meinten, etwas ganz sicher erwarten zu dürfen. Wir werden enttäuschungsresistenter.

Die Zukunft wird immer offener. Das klingt paradox, da wir doch immer mehr Möglichkeiten kennen. Aber - wie ich zu Anfang bereits dargelegt hatte - mehr Möglichkeiten zu kennen heißt auch, größere Auswahlprobleme zu haben. Das kann ein Problem sein, ist aber auch eine Chance.

Die vielen Möglichkeiten, die wir heute haben, sind dann ein Problem, wenn wir keine Übersicht mehr haben. Wir haben dann das schlechte Gefühl, eventuell immer die falsche Entscheidung zu treffen, weil wir wichtige Alternativen nicht geprüft haben. Wir fühlen uns unsicher, weil wir keine Gewißheiten mehr haben. Wir fühlen uns dann verloren, allein gelassen, ohne Rat, ängstlich. Wir können uns nicht mehr auf unsere Erfahrungen berufen.

Doch rate ich dringend ab, sich auf diese Sichtweise zu sehr einzulassen. Sie erzeugt Pessimismus und Handlungslosigkeit. Indem wir aber nicht mehr Handeln und Entscheiden, entscheiden andere für uns, und da wir nicht mehr mitentschieden haben, erscheint uns die Welt noch fremder und noch pessimistischer. Wir geraten in einen negativen Zirkel, den wir alleine nicht mehr verlassen können. Wir suchen dann dringender nach Sicherheiten, und wir fallen leichter auf falsche Versprechungen herein. Wer heute, in dieser Welt, absolute Sicherheit verspricht, verspricht immer zuviel und etwas, was er gar nicht halten kann.

Doch wozu rate ich? Ich rate zur Entscheidungsfreudigkeit, d.h. zu einer Art von praktischem Optimismus, der weit von Bedenkenlosigkeit entfernt ist. Der Grund hierfür ist leicht zu erklären:

Wenn wir ständig in dilemmatischen Entscheidungen stecken, bleibt uns gar nichts anderes übrig, als uns dennoch immer wieder zu entscheiden. Wir können schlichtweg nicht nicht entscheiden, nur weil uns bestimmte Folgewirkungen unseres Handelns nicht offensichtlich sind. Den Grund dafür hatte ich bereits genannt: Da wir keinen vollständigen Überblick über alle Folgen haben können, können wir nicht so tun, als ob wir erst diesen vollständigen Überblick bekommen müßten. Da die meisten heutigen Entscheidungen in die Zukunft hineinragen, bleibt ein Teil der Lösungen notorisch offen. Wir können einfach nicht wissen, wie wir später über unsere heutigen Entscheidungen urteilen werden, da wir uns ändern können und die Gesellschaft sich sowieso ändert. Unsere Wissen hat eine systematische Lücke, wenn es um Zukunftsentscheidungen geht.

Diese Lücke dürfen wir nicht als Defekt, als Leere und als schwarzes Loch betrachten, sondern als unsere Chance, sie visionär zu füllen. Denn wenn es keinen Blick in die Zukunft gibt, der uns ein sicheres Bild geben könnte, und wenn wir dennoch immer entscheiden müssen, wird es um so wichtiger, Visionen zu haben, die unsere Entscheidungen tragen.

Visionen sind unsere eigenen Vorstellungen, die nicht auf Wissen basieren, sondern die unsere Handeln auf ein gutes Leben hin lenken. Visionen sind Zukunftsbilder, aber zugleich mehr als bloße Phantasien. Es gehört zwar Phantasie dazu, Visionen zu bilden, aber nicht allein Phantasie genügt, sondern es müssen auch lebbar Zukunftsbilder herauspringen. Visionen sind solche Zukunftsvorstellungen, die wir uns als Verlängerungen unseres jetzigen Lebens denken müssen. Sie sind nur dann überzeugend, wenn wir mit unseren jetzigen Problemen, Vorstellungen, Dilemmata und Ängsten darin vorkommen. Die Visionen, die ich meine, müssen an unsere jetzigen Lebensverhältnisse anknüpfen könne, um einen gangbaren Weg zu zeichnen, den wir jetzt und heute schon entscheiden können.

Warum Visionen? Weil wir über das zukünftige Leben nichts anderes wissen können als das, was wir heute beschließen und entscheiden. Wenn wir nur immer so entscheiden würden, daß wir die unmittelbar vorliegenden Probleme bloß nach den Umständen

bewältigen, stehen wir lediglich in der unablässigen Sisyphos-Arbeit der Alltagsbewältigung, ohne noch letztlich zu wissen, wofür wir das alles tun. Das Leben wird dann anstrengend und eine unendliche Beschäftigung. Wir haben dann zwar das Gefühl, daß wir das Leben irgendwie bewältigen, aber der Sinn, warum wir es so und nicht anders tun, geht dabei verloren.

Visionen liefern Sinn. Das klingt überzeugend, ist aber schwieriger, als wir es uns vorstellen. Denn die Visionen müssen immer etwas Gemeinschaftliches enthalten, um auch andere überzeugen zu können. Visionen sind keine persönlichen Karrierevorstellungen, wie manch es manchmal auffassen. Visionen sind vielmehr Vorstellungen darüber, wie man gut miteinander leben könnte. Erst dann, wenn man darüber nachdenkt, wie man gut miteinander leben könnte, können die Individuen, die sich heute manchmal so allein fühlen, ihren Platz neu finden. Eine Vision kann sehr persönlich sein: sie kann ein Bild werden, worauf man persönlich im Leben hinarbeiten möchte. Wenn in diesem Bild aber keine anderen vorkommen, ist es von vornherein unrealistisch. Vor allem ist es unrealistisch unter den modernen gesellschaftlichen Bedingungen.

Denn das muß klar sein: Visionen sind nötig, aber sie dürfen nicht starr sein. In einem gewissen Sinne müssen moderne Visionen diskussionsoffen bleiben. Sie dürfen nicht zu starren Prinzipien herunterkommen, die man - gleichgültig, wie die Gesellschaft sich bewegt - ein Prinzip und kein anderes durchsetzen wollen, Dieser Dogmatismus wird scheitern, d.h. diejenigen, die die Visionen so verstehen, werden enttäuscht werden. Ich möchte die modernen Visionen, die wir so nötig haben, deshalb **elastische Visionen** nennen.

Zum Schluß möchte ich ihnen das Grundmuster dieser elastischen Visionen erläutern: es besteht schlicht darin, daß wir selbstverständlich auch in modernen Gesellschaften Standpunkte einnehmen und danach entscheiden. Aber - im Gegensatz zu früher, wo die eigenen Standpunkte mit Selbstgewißheit und Überzeugung vorgetragen wurden -, können wir heute wissen, daß unsere Standpunkt von anderen bezweifelbar ist und sich in der Gesellschaft vielleicht nicht halten läßt. Wenn wir das wissen, können wir ernsthaft nicht mehr dogmatisch sein. Es fällt uns dann leichter, wie selbstverständlich einen Standpunkt einzunehmen, aber ebenso leicht fällt es uns dann, wenn andere gute Gründe vortragen, daß dieser Standpunkt für sie nicht tragbar ist, ihn aufzugeben.

Sie werden einwenden, daß ich ihnen hier zum Relativismus raten will. Das liegt mir fern. Natürlich werden wir unsere Standpunkte einnehmen. Aber wir werden zu ihnen eine offene Haltung einnehmen. Wir werden sie nicht über alles andere stellen, sondern sie zu Disposition stellen, wenn es uns allen gemeinsam dienlich ist. Wir werden - schlicht gesagt, toleranter werden müssen - vor allem aber uns selbst gegenüber. Das aber ist das Schwierigste: Das heißt nämlich, daß wir über das, was uns wichtig und bedeutend erscheint, gegebenenfalls lächeln können, wenn uns andere überzeugen, daß wir vielleicht doch nicht so ganz richtig liegen.

Das ist deshalb das Schwierigste, weil wir natürlich von uns selbst immer sehr überzeugt sind. Eine solche Haltung inmitten einer modernen Gesellschaft ist aber enttäuschungsanfällig. Wir haben immer nur eine Haltung unter vielen anderen möglichen Haltungen. Welche Haltung andere überzeugt, hängt nicht davon ab, daß wir unsere Haltung möglichst starr verteidigen, sondern sie elastisch in die Diskussion bringen.

Dieses Prinzip ist äußerst praktisch: Es entlastet uns nämlich von der Einbildung, daß wir alles wissen müßten. Wenn wir unsere Entscheidungen und Haltungen vorbringen, brauchen wir gar nicht mehr alle Folgen abgeschätzt haben, weil wir so offen sind, diese Angelegenheit anderen zu überlassen, die in der Gesamtheit immer mehr sehen, wissen und abschätzen können als wir alleine. Wenn wir uns in die Arme der anderen fallen lassen können, um einen schönen Schluß zu formulieren, dann sind wir befreit davon, alles wissen zu müssen und können leichter in die komplexe Welt hinausgehen. Damit geben wir uns nicht als Individuum auf, aber lassen ein wenig die Einbildung fahren, daß es auf uns und nur auf uns ankommt. **Wagen wir es, mehr gemeinsam zu sein - solange es jeweils geht.**